

ständnisses, das die Utopie als gesellschaftstheoretische und queere Analysekategorie einführt, wird zu Beginn auf die Unterschiede zwischen klassischem und intentionalem Utopiebegriff eingegangen, um dann einen Blick auf literarische und gelebte Utopien folgen zu lassen. Damit wird es zum einen möglich, utopische Elemente von Produsage zu erfassen und zum anderen in den Gruppendiskussionen den Blick auf die utopischen Visionen der Produzierenden zu richten. Literarische Entwürfe von Utopien spielen hierbei ebenso eine Rolle wie Heterotopien als lokalisierte Utopien. Abschließend wird auf Konzepte und Formen queerer Utopien eingegangen. In einem Zwischenfazit werden dann die wichtigsten Merkmale, Funktionen und Formen von Utopie für die Analyse von Produsage festgehalten und zusammengefasst, um die Frage nach queeren Vampir*innen als Ausgangspunkt queerer Utopien zu beantworten.

2.3.1 Die Entwicklung unterschiedlicher Utopiebegriffe

Das Wort ›Utopie‹ setzt sich zusammen aus den griechischen Silben ›ou‹ (nicht) und ›topos‹ (Ort). Damit verweist der Begriff auf die Irrealität der Insel Utopia, wie sie Thomas Morus 1516 in seinem Roman *Utopia* erschuf. Zumeist wird daher von Morus als Schöpfer und Urheber des Utopiebegriffs ausgegangen (vgl. Schölderle 2017). Im Anschluss an die Veröffentlichung des Romans erfuhr der Begriff eine Bedeutungserweiterung und wurde als Gattungsbezeichnung für ähnliche literarische Entwürfe verwendet. In der weiteren Verwendung löste sich der Begriff von Morus und wurde zum abstrakten Allgemeinbegriff, ebenso wie zu einem Teil politischer Rhetoriken (vgl. Bulk 2017).

Wie Lucian Hölscher (vgl. 1990, S. 738; S. 765) herausarbeitet, wurde der Begriff der Utopie im 19. Jahrhundert ideologisch aufgeladen und zur Diffamierung sozialistischer und kommunistischer Lehren verwendet. Insbesondere in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, so bescheinigt auch die Literaturwissenschaftlerin Judith Leiß (vgl. 2010, S. 9–10), sah die Utopie sich mit massiver Kritik an Totalisierungstendenzen konfrontiert. Dies führte, so arbeitet Leiß heraus, zu einer vermehrten Infragestellung der Legitimation von Utopien. Dieses Problembewusstsein prägte den Utopiediskurs zu dieser Zeit und auch weiterhin nachhaltig (vgl. Leiß 2010, S. 9). Entsprechend wurde seit dem Beginn der 1990er-Jahre vielfältig der Tod der Utopie proklamiert (vgl. Leiß 2010, S. 13; Voßkamp 2016, S. 255ff).

Im anglophonen Sprachraum, so Leiß, gestalte sich die Lage aufgrund der Verwurzelung utopischer Tradition durchaus anders: Hier lässt sich seit Ende des 20. Jahrhunderts ein Aufschwung der Utopie sowie der Utopieforschung erkennen (vgl. Leiß 2010, S. 9–13). Im Zuge der theoretischen Reflexion des Begriffes gegen Ende des 19. Jahrhunderts kam es erstmals zu einer Aufwertung der Utopie, indem der Gegenwartsbezug utopischer Visionen in Zentrum gerückt wurde, so Hölscher (vgl. Hölscher 1990, S. 783). Julia Bulk beschreibt in ihrer Arbeit *Neue Orte der Utopie* (2017), dass die negative Konnotation des Begriffes heute vor allem in der politisch-sozialen Sprache sowie der Alltagssprache noch aktuell ist. Hingegen wird vor allem in den Geisteswissenschaften eine positive Deutung weitergeführt (vgl. Bulk 2017, S. 11).

Entsprechend betonte der Historiker und Soziologe Herbert George Wells (2014 [1914]), wie Ruth Levitas (vgl. z.B. 2013, S. 89) ausführt, einen Zusammenhang zwischen Utopien und Soziologie und definierte den Mehrwert utopischer Ansätze über ihre

kritische Funktion: Die Kreation von Utopien, verbunden mit der kritischen Auseinandersetzung mit deren Inhalten und Entwürfen, war für ihn zur strukturierenden Methode der Soziologie geworden. Dabei ergibt sich die Kongruenz von Utopie und Soziologie aus einem geteilten Kritikanspruch. Dementsprechend kann utopische Literatur als Inspirationsquelle für soziologische Überlegungen nutzbar gemacht werden, sobald diese als Ausdrucksmittel für subjektiv wahrgenommene Realitäten verstanden wird (vgl. z.B. Petersen & Jacobsen 2012, S. 112). Mit diesem Verständnis lassen sich Utopien, Dystopien und Anti-Utopien als Ausdrucksformen spekulativer Soziologie beschreiben, indem sie spielerische Versuche darstellen, mögliche gesellschaftliche Zukünfte zu proben und zu beurteilen (vgl. Levitas 2010, S. 542). Auf diese Weise können sie auf politischer Ebene Veränderungen anstoßen und zur Grundlage tatsächlicher Handlungen werden (vgl. u.a. Sargisson 2007, S. 32; Stoltenberg 2016, S. 62–63).

Aufgrund der Bedeutungs- und Inhaltsverschiebung des Utopiebegriffs, so arbeitet der Literaturwissenschaftler Wilhelm Voßkamp heraus, entstanden eine »Vielzahl unterschiedlicher, miteinander konkurrierender Utopiedefinitionen« (Voßkamp 1997, S. 3). Von ähnlichem geht auch Richard Saage aus, wenn er schreibt, dass es keinen Konsens zum Utopiebegriff gibt (vgl. Saage 2004, S. 617). Entlang der Erörterung der Frage, was eine Utopie ausmacht, gibt es vielfältige Deutungsmöglichkeiten und eine breite wissenschaftliche Debatte (vgl. u.a. Holland-Cunz 1987; Voßkamp 1990; Saage 1997; Maurer 2012; Amberger & Möbius 2017b; Bulk 2017). Ein gemeinsamer Kernpunkt lässt sich jedoch ausfindig machen: Die Utopie wird in den meisten Fällen als »social dreaming«, also als fiktiver Gesellschaftsentwurf verstanden (vgl. z.B. Sargent 2005, S. 11). Weiterhin lässt sich, so Julia Bulk (vgl. 2017, S. 12), im Wesentlichen zwischen zwei Konzeptionen unterscheiden: Dem klassischen Utopiebegriff, der sich auf Morus bezieht und Utopien als Fiktionen eines gesellschaftlichen Wunschbildes fasst. Darunter fallen dann auch archaische und anarchische Visionen, solange sie als »überindividuelle Interaktionszusammenhänge« thematisiert werden (vgl. Saage 2006, S. 7). Daneben lässt sich ein intentionaler Utopiebegriff ausmachen, der stärker im Individuum verankert ist und weiter gefasst ist (vgl. Bulk 2017, S. 12). Lucian Hölscher schreibt hierzu, dass »[a]lle Elemente des menschlichen Bewusstseins, in denen sich dessen Verlangen einer besseren Welt« (Hölscher 1990, S. 787) ausdrückt, als (intentionale) Utopie bezeichnet werden können.

Im Folgenden wird ein Blick auf diese unterschiedlichen Definitionen und utopischen Visionen, ihre Unterschiede und mögliche Schnittmengen geworfen, um die Utopie als zentrale Fokussierungsdimension der Analyse einzuführen.

2.3.1.1 Klassischer Utopiebegriff

Im deutschsprachigen Raum wurde der klassische Utopiebegriff maßgeblich durch den Utopieforscher Richard Saage geprägt, der das klassische Verständnis von Utopie als antiindividualistisch beschreibt. In diesem Sinne hat das »Ganze« stets Priorität gegenüber den »Teilen« bzw. dem Individuum. Dies zeigt sich für ihn »in dem Entwurf einer Gesamtgesellschaft, deren institutionelles Geflecht von der Wirtschaft bis zum politischen System und den Beziehungen zwischen den Geschlechtern detailliert ausgeführt wird« (Saage 2004, S. 618). Ebenfalls steht der klassische Utopiebegriff für Saage in der Tradition der Raum-Utopie, da die fiktive Alternative zeitgleich zur kritisierten Gesellschaftsordnung existiert und ein Bruch mit der bisherigen Geschichte erfolgt (vgl. Saa-

ge 2004, S. 619). Politische Utopien als Teil klassischer Utopien beschreibt er daran anschließend »als Fiktionen innerweltlicher Gesellschaften, die sich zu einem Wunsch- oder Furchtbild verdichten« (Saage 2004, S. 622). Dabei findet sich das verbindende Element von Utopien und Dystopien (als Furchtbilder) in den fiktiven, nachvollziehbaren Gesellschaftsmodellen, welche über subjektive Wünsche oder Ängste hinausgehen und eine Welt hervorbringen, die gewünscht oder gefürchtet ist. Im Zentrum dessen stehen humanitäre Ideale wie Liebe, Integrität und Solidarität. Die utopischen Visionen, so Saage, zeichnen sich zudem durch eine Kritik am Bestehenden aus, der sie eine Alternative gegenüberstellen. Saage hält hierzu fest: »Ohne die antithetische Konfrontation des utopischen Ideals mit dem, was kritikwürdig erscheint, verlöre die klassische Utopie ihre Identität« (Saage 2004, S. 622).

Für das klassische Utopieverständnis ergeben sich laut Saage (vgl. 2004, S. 618–623) drei analytische Vorteile gegenüber einer intentionalen Ausrichtung: Zum einen bietet das klassische Utopiemuster für Saage einen klar eingrenzenden Gegenstand, denn:

[a]ls Konstrukte der säkularisierten Vernunft sind sie normativ nach vorn gerichtet. Aus diesem Grund dürfen sie auch nicht ineingesetzt werden mit Antizipationen technischer Art wie Science-fiction oder mit sozialwissenschaftlicher Prognostik, wie sie etwa der Marxismus oder die Futurologie versuchen. Methodologisch zu einem Idealtypus verdichtet, sind in der Perspektive des klassischen Utopiebegriffs aber auch durchaus Mischformen identifizierbar (Saage 2004, S. 623).

Zum anderen trägt das Konzept der Kontinuität und dem Wandel des Gegenstandes Rechnung. Entsprechend sind Utopien nicht auf ein einziges Genre festzulegen, sondern können über verschiedene Medien wie den Roman oder den sozialphilosophischen Diskurs transportiert werden (vgl. Saage 2004, S. 623). Und zuletzt besteht im klassischen Utopieverständnis keine Notwendigkeit, die utopische Fiktion auf vorgegebene Größen wie ›Revolution‹ oder ›Totalitarismus‹ zurückzuführen. Vielmehr kann eine kritisch-hermeneutische Untersuchung des Gegenstandes vorgenommen werden. Dies ermögliche es, vom Utopischen im Plural zu sprechen und verschiedene Ausformungen und Gestalten des Utopischen wahrzunehmen. Durch eine selbstkritische Reflexion werde es zudem möglich, Utopie als ein durch Zivilisation beeinflusstes Phänomen zu begreifen: »Insofern öffnet sich dieses Konzept der Wirkungsgeschichte des utopischen Denkens und kann so zu einem konkreten Gegenstand historischer, soziologischer, politologischer, philosophischer und literaturwissenschaftlicher Forschung werden« (Saage 2004, S. 618–623).

Dabei spricht Saage (vgl. 2004, S. 629) nicht nur dem idealen Gemeinwesen oder zukünftigen Schreckensvisionen eine wichtige Funktion zu, sondern rückt auch den sozio-politischen Anlass, aus dem utopische Entwürfe hervorgehen, ins Zentrum der Analyse: Handelt es sich um Kritik an einer Regierungsform? An der Polarisierung von ›Arm‹ und ›Reich‹? Reagiert die Utopie auf kapitalistische Ausbeutungen? Oder, wie die Dystopien des beginnenden 20. Jahrhunderts, auf die zunehmende Technisierung? Der sozio-politische Kontext ist zudem nicht nur Auslöser der klassischen Utopie. Vielmehr wirkt er auch auf die Antizipationen des utopischen Gemeinwesens ein, »[e]r erzwingt, wenn man so will, deren jeweilige epochenspezifische Gestalt« (Saage 2004, S. 629). Somit blei-

ben die Möglichkeiten der Ursprungsgesellschaft einer Utopie zumindest punktuell in der Fiktion verhaftet. Weiterhin finden sich auch im Geltungsanspruch der utopischen Fiktion Verweise auf den sozio-politischen Kontext. Saage (vgl. 2004, S. 629–631) beschreibt, wie in früheren utopischen Entwürfen eine fertige perfekte Gesellschaftsordnung präsentiert wurde, wohingegen seit dem 18. Jahrhundert das Entstehen des utopischen Gemeinwesens geschildert wird. Damit, so Saage, werde die utopische Vision zu einer konkreten Aufgabe, die auch umgesetzt werden kann. Dies findet vor allem im Wandel von der Raum- zur Zeitutopie seinen Ausdruck.

Es lässt sich festhalten, dass sich der klassische Utopiebegriff als wissenschaftlich-methodisches Instrument etabliert hat, um Utopien zu analysieren und zu vergleichen. Er blieb jedoch nicht unwiderrprochen, wie z.B. die Diskussion in der Zeitschrift *Erwägen Wissen Ethik* (2005) zeigte. Saage verteidigte den klassischen Ansatz, schätze aber ebenso das Neben- und Miteinander verschiedener Utopiebegriffe: Erst aus deren Pluralität lasse sich »gemäß dem Untersuchungsgegenstand eine begründete Wahl« (Amberger & Möbius 2017a, S. 3) treffen. Um diese Wahl auch für die vorliegenden Untersuchungsgegenstände treffen zu können, folgt der Blick auf das intentionale Utopieverständnis.

2.3.1.2 Intentionaler Utopiebegriff

Zurückführen lässt sich der intentionale Utopiebegriff, der deutliche Unterschiede zum von Morus geprägten klassischen Utopiebegriff aufweist, auf Gustav Landauer. Landauer deutet die Utopie in seiner Studie *Die Revolution* ([1907] 2003) als entscheidendes Merkmal revolutionärer Umbrüche Europas seit dem 16. Jahrhundert. In Landauers Konzeption, so argumentiert Saage (vgl. 2004, S. 620), lässt sich eine anarchistische und individualistische Ausrichtung erkennen. Als utopisch gilt demnach alles, was die revolutionäre Umwälzung fördert. Zentral, so arbeitet es Alexander Neupert-Doppler (vgl. 2015, Sp. 54) heraus, erscheint Landauers Unterscheidung zwischen Topie und Utopie. Wobei die Topie als Ordnungsgefüge, das alle Bereiche der Gesellschaft ebenso wie das Individuum umfasst, betrachtet wird. Die Utopie hingegen wird als Potenzial beschrieben, das sich der Sphäre der herrschenden gesellschaftlichen Normen und Institutionen entzieht. Neupert-Doppler, der sich eingehend mit Landauers Utopiebegriff auseinandergesetzt hat, beschreibt dieses Potenzial nicht als »vorgreifende Imagination eines Endziels« (Neupert-Doppler 2015, Sp. 54), sondern als eine Intention, die von einer Topie zur nächsten übergeht. Dieses Wechselspiel werde auch in Landauers »erstem Gesetz« deutlich: Auf jede Utopie folgt eine Topie und damit ein endloses Wechselspiel zwischen Topie und Utopie. Demzufolge gebe es weder ein (kommunistisches) Endziel noch einen (anarchistischen) Naturzustand (vgl. Neupert-Doppler 2015, Sp. 54). Landauers intentionaler Utopiebegriff lässt sich somit eher Zeitutopien zuordnen, da das Ziel der Utopie in die Zukunft verlagert ist (vgl. Saage 2004, S. 617).

Eine Distanzierung von Landauers Ausrichtung findet sich, so Saage (vgl. 2004, S. 618–619) in der Weiterentwicklung des intentionalen Utopiebegriffs von Karl Mannheim (1929). Gleichzeitig finden sich aber zentrale Übereinstimmungen: Auch Mannheim bezieht sich auf das Individuum als Träger:in des Utopischen, das in der Folge zu einer überindividuellen Gemeinsamkeit wird. Zugleich übernimmt er das Topie-Utopie-Muster Landauers und entwickelt es insofern weiter, als dass er die Ideologie der Topie zuordnet und der Utopie die Funktion der Destruktion der Topie zuspricht. Was Saage

nun an Mannheim kritisiert, ist die Unhaltbarkeit seines wissenschaftssoziologischen Ansatzes. Saage hält hierzu fest:

Wer vermag zu erkennen, was ›seinstranszendente‹ im Sinne der Veränderung der sozialen Verhältnisse und was Apologie des gesellschaftlichen Status quo ist, wenn die auf Verwirklichung angelegte ›relative Utopie‹ zur Ideologie in dem Augenblick werden muß, in dem sie sich der Transformation zur nächsten Seinsstufe verweigert? Man wird sagen können, daß Mannheim den Begriff der Utopie als eigenständige Kategorie auflöst und zu einer Variante dessen erklärt, was er unter Ideologie versteht: Sie tritt einmal als Anwalt der Veränderung des Status quo auf (Utopie), muß aber zugleich die von ihr geschaffene gesellschaftliche Wirklichkeit verteidigen (Ideologie) (Saage 2004, S. 619).

Neben Karl Mannheim entwickelte auch Ernst Bloch (1959) das von Landauer eingeführte intentionale Utopieverständnis in Bezug auf die Zeitlichkeit weiter. Und zwar insofern, als dass er die utopische Fiktion an ein konsistentes Fortschrittmuster bindet (vgl. Saage 2004, S. 618). Damit prägte Bloch den deutschsprachigen Utopiediskurs in den sechziger und siebziger Jahren entscheidend mit. Als zentral an Blochs Ausführungen zeigt sich die Verbindung von Utopie und Ideologie, wobei letztere bei Bloch von der Utopie her bestimmt wird. Bloch beschreibt die Ideologie, im Gegensatz zu Karl Mannheim jedoch nicht als Gegensatz, sondern als Wechselbegriff: »Utopie unterscheidet sich von der Ideologie im einfachsten Sinn darin, daß die Ideologien keinen utopischen Zuschuß haben, sondern vielmehr Gruppen von Vorstellungen darstellen, die die vorhandene Gesellschaft spiegeln und rechtfertigen« (Bloch 1980, S. 69). Utopien dagegen sind für ihn Vorstellungen von Gruppen, die »die bestehende Gesellschaft unterminieren oder eine Sprengung vorbereiten« (Bloch 1980, S. 69). Für Bloch findet sich in der Utopie eine zukunftsgerichtete Motivation, die sich in Wünschen, Sehnsüchten und Träumen der Einzelnen ausdrückt.⁸ Dabei richtet sie sich auf die Gestaltung von besseren Möglichkeiten einer nicht vollständig determinierten Zukunft (vgl. Saage 2004, S. 620). Die transformationstragenden Subjekte und Individuen sind in Blochs Werken, anders als bei Landauer, die Deklassierten, die mit der Utopie gegen das Bestehende protestieren (vgl. Bloch 1997, S. 44).⁹

Deutlich wird, dass der intentionale Utopiebegriff insbesondere in Anlehnung an Bloch vielmehr als der klassische Utopiebegriff im Individuum verankert scheint. Dadurch wird es möglich, die Utopie als zukunftsgerichtete Motivation zu fassen und damit auch in den Sehnsüchten, Träumen und im Hoffen von Individuen zu lokalisieren. Gleichzeitig erscheint die intentionale Utopie als etwas Unabgeschlossenes, Offenes und Wandlungsfähiges. Entlang der obigen Ausführungen zeigen sich die Unterschiede beider Utopiemodelle: Das eine in der Gesamtgesellschaft, das andere im Individuum angesiedelt. Doch stehen sich diese beiden diametral gegenüber oder lassen sich Gemeinsam-

8 Saage kritisiert an Bloch den zu weit gefassten Utopiebegriff, der sich »in einer Fülle möglicher Ausdrucksformen« (Saage 2004, S. 620) findet: in individuellen Tagträumen, Märchen, Jahrmärkten oder in Beethovens Neunten Symphonie. Dies führe zu einer Entgrenzung von Utopie und zu einer Verunmöglichung von Utopie als Untersuchungsgegenstand (vgl. Saage 2004, S. 617–620).

9 Diese Deklassierten, so merkt Frigga Haug (1990) an, seien jedoch immer nur männlich.

keiten und Verbindungslinien finden, die für die Analyse von (queeren) Utopien sowohl im Prodosage als auch in den Gruppendiskussionen gewinnbringend sind?

2.3.2 Vermittlung zwischen beiden Positionen

Für Richard Saage beschränken sich die Überschneidungen klassischer und intentionaler Utopiebegriffe »auf die Konfrontation des utopischen Ideals mit den kritikwürdigen Tendenzen der Herkunftsgesellschaft und dem Anspruch auf Emanzipation der in der bisherigen Geschichte unterdrückten gesellschaftlichen Gruppen und Klassen« (Saage 2004, S. 618). In gewissem Maße erkennt also auch die klassische Utopietheorie das Individuum als Träger:in von utopischen Potenzialen an. Von den Individuen ausgehend mutiert das Utopische so zur kollektiven Größe. Aus diesem Spannungsfeld heraus schlägt die Literatur- und Medienwissenschaftler:in Mirjam Dierkes eine »utopietheoretische Erweiterung« (2013) vor, die sich auch an aktuellere feministische Konzeptionen des Utopischen als anschlussfähig erweist und die Utopie als Analysekategorie gewinnbringend erweitert und schärft.

Zunächst einmal beschreibt Dierkes (vgl. 2013, S. 69), dass das Utopische als analytische Kategorie auch in der feministischen Theoriebildung kaum näher bestimmt wird. Vielmehr bleibt weitestgehend unklar, was genau die Kategorie »Utopie« ausmacht. Wie Dierkes herausarbeitet, beansprucht die Soziologin und Philosophin Frigga Haug mit ihrer *Vier-in-einem-Perspektive* (2008) zwar eine Utopie für »Frauen«, die eine Utopie für alle ist, jedoch nähert sie sich dem Utopischen nur über die Konturierung potenziell utopischer Inhalte an (vgl. Dierkes 2013, S. 69). Offen bleiben daher die Fragen, ob und wie Utopie als Kategorie für die gesellschaftliche Analyse gedacht werden kann. Erst die utopietheoretische Unterfütterung mache es möglich, Spuren des Utopischen und emanzipatorisches Potenzial in gesellschaftlichen Praktiken zu erkennen. Daher sieht Dierkes es als notwendig an, »eine eigene, feministische Begrifflichkeit des Utopischen in feministische Analysen von politischer Ökonomie und Gesellschaft konstitutiv zu integrieren« (Dierkes 2013, S. 69). Dabei kommt Dierkes zu dem Schluss, dass eine Verknüpfung von demokratietheoretischen und ökonomiekritischen Perspektiven nötig ist, um eine Konturierung eines feministischen Utopiebegriffs als gesellschaftstheoretisches Analyseinstrument zu entwickeln (vgl. Dierkes 2013, S. 68–70).

Dierkes (vgl. 2013, S. 70–71) beschreibt weiter, wie sich ausgehend von einer Vielzahl an feministischer Literatur im Feld der Utopie soziale Bewegungen, Demokratie und Ökonomie als zentrale Felder feministischer Utopien herausfiltern lassen. Das Potenzial eines Großteils der feministischen Utopien weist dabei jedoch sowohl über die utopischen Inhalte als auch über die Funktion und den Charakter des Utopischen als non-fiktionales gesellschaftliches Phänomen hinaus. Dierkes nimmt an dieser Stelle Bezug auf den Vorschlag der Politikwissenschaftlerin Barbara Holland-Cunz (2010), sich erneut den feministischen Utopien als unverbrauchten Ausbruchsfantasien zuzuwenden (vgl. Dierkes 2013, S. 71). Denn in feministischen literarischen Utopien werde das Utopische oftmals über eine Verknüpfung mit konkreten Inhalten definiert und nicht als gesellschaftliche Artikulationsweise begriffen (vgl. Dierkes 2013, S. 70–71). Wie Dierkes (vgl. 2013, S. 71) in ihren weiteren Ausführungen deutlich macht, geht jedoch auch Holland-Cunz nur in dem Sinne auf die Fragen zur Bestimmung des Utopischen ein, als dass sie